

Uwe E. Kemmesies, Gerhard Trabert (Hrsg.)

SOLIDARITÄT IN ZEITEN VON CORONA UND DARÜBER HINAUS



EIN PLÄDOYER FÜR
NACHHALTIGE
ARMUTSBEKÄMPFUNG

Inhalt

Was uns bewegt – Vorwort der Herausgeber Uwe Kemmesies und Gerhard Trabert	9
Making of Corona-Solidarität Eine Einleitung zu einem Lese- und Bilderbuch zur Corona-Krise Uwe Kemmesies	15
Scherben: Vom Auseinanderbrechen der Welten. Ein Zwischenruf Regina Ammicht Quinn	35
Armut und materielle Ungleichheit im Zeichen der Corona-Krise Christoph Butterwegge.	45
Kinder und Jugendlichen während der Corona-Krise: Belastung sozialer Beziehungen sowie Verschärfung der Teilhabengerechtigkeit Hanna Christiansen und Ricarda Steinmayr	59
Ischgl und Corona: Eine teuflische Symbiose Statement nach überstandener COVID-19-Infektion Kevin Dolan	65
Corona – die unerwartete Freiheit Dominik	71
Die wollen nur spielen Benedikt Eichhorn	75
Solidarität durch COVID-19 – und es heilt Ulrike Fröhlich	81
Über das Mäandern als gestaltende Kraft Gedanken zu COVID-19 und der bildenden Kunst Titus Grab	91

Wer hilft den Helfern? Die Zivilgesellschaft in der Corona-Krise Edgar Grande und Swen Hutter	111
Erfahrungen aus New York: Juden und Christen Hand in Hand zur Armutsbekämpfung Miriam Groß	117
Arme Kunst Sind die Theater Orte des Überflusses oder überflüssige Orte? Jakob Hayner	127
Zwischen Spardruck und Wahrheitsfindung: Medien in Zeiten der „Infodemie“ Stephan Hebel	131
Schulden, ein Glücksfall für die Wirtschaft? Sefanie Kessler	151
Aus dem Leben eines Kommunikationsdesigners Oder: Kreativität aus der Krise Steffen Kraft	159
Perspektiven der Prävention in und nach Corona-Zeiten: mehr Brandschutz und nicht nur Feuerlöscher Erich Marks	173
Erosion des Geistes Weil die Kulturschaffenden verarmen, wird das Fundament unserer Kultur brüchig Christoph Quarch	179
Wie möchten wir leben? Llewellyn Reichman	195
Die Grenzen verlaufen nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen oben und unten! Hans Sander	199

Social Distancing ist das Gegenteil von Clubkultur	
Pamela Schobeß	209
Armut und Corona – wann schnallen Vermögende den Gürtel enger?	
Antonis Schwarz	219
Wie Corona meine Umwelt und mich beeinflusst hat Alltagserfahrungen am Rande der Gesellschaft	
Thie	227
Und die ganz unten sieht man nicht!	
Gerhard Trabert	231
Die Sozialpsychologie der Corona-Folgen Zurück zur alten Normalität oder zu neuer Solidarität?	
Ulrich Wagner	253
Globale Solidarität ist die Antwort Ein entwicklungs- und gleichstellungspolitischer Zwischenruf	
Heidemarie Wieczorek-Zeul	259
Mein Corona: Wirtschaftswunder, Wiedervereinigung, der 11. September, drei Infektionskrankheiten und wie das alles zusammenhängt	
Uwe Kemmesies	265
Poesie für nachhaltige Armutsbekämpfung	
Daniela Daub	19, 27, 63, 73, 89, 157, 193, 229, 251, 263
Autoren	308
Bildnachweis	312



Uwe E. Kemmesies

Making of Corona-Solidarität

Eine Einleitung zu einem Lese- und Bilderbuch zur Corona-Krise

Wir alle machen aktuell unsere Erfahrungen mit dem Coronavirus und sind mehr oder weniger unmittelbar betroffen. Die aktuelle Pandemie wird sich in unser aller Gedächtnis einprägen. Es ist eine kollektive Erfahrung, über die wir uns noch in Jahren austauschen werden. In den Medien wird schon von einer Generation Corona gesprochen. Die zukünftigen Möglichkeiten und Chancen der in diesen Zeiten heranwachsenden Kinder und Jugendlichen werden maßgeblich durch das aktuelle Geschehen beeinflusst werden. Folgegenerationen werden bei ähnlichen Ereignissen und Entwicklungen auf diese Erfahrungen zurückgreifen – ähnlich, wie wir uns aktuell u. a. auf Erfahrungen im Zusammenhang mit der ebenfalls im kollektiven Bewusstsein verankerten sogenannten Spanischen Grippe beziehen. Die Infektionswellen dieser Grippe haben vor gut 100 Jahren global mit drastischen Auswirkungen grassiert – insbesondere die zweite Welle.

Es dauerte nicht lange, bis verschwörungstheoretische Deutungen der Corona-Krise im Internet und im Protestgeschehen auf der Straße laut wurden, die weit zurückreichen. Sie waren in ähnlicher Weise bereits im 14. Jahrhundert anzutreffen, als eine zutiefst verunsicherte Bevölkerung versuchte, das Sterben und Elend zu erklären, das die Pest über sie brachte. Der sogenannte Schwarze Tod ließ ein Drittel der Bevölkerung in Europa sterben. Das öffentliche Leben kam quasi zum Erliegen, was wiederum wirtschaftlichen Niedergang und Hungersnöte mit sich brachte. Und weit schlimmer als heute standen die Menschen dem Geschehen unwissend gegenüber.

Erklärungen waren gleichwohl in einem angespannten gesellschaftlichen Umfeld schnell gefunden: Die Juden hätten die Brunnen vergiftet. In vielen Städten kam es zu Judenverfolgungen, zu Pogromen (auch als Pestogrome bezeichnet). Juden wurden ermordet, verbrannt und ganze jüdische Gemeinden vernichtet. Die unter dem Eindruck von Corona aufflammenden Verschwörungstheorien haben u. a. hier ihre Wurzeln, wenn von jüdischer Weltverschwörung im Zusammenhang mit der COVID-19-Pandemie fabuliert wird – und das in einer vermeintlich aufgeklärten, wissenden Welt. Vor diesem historischen Hintergrund liest sich der Beitrag von Miriam Groß, der eine Brücke schlägt zwischen dem unfassbaren Leid des Holo-

causts und der aktuellen globalen Krisensituation, als ein Hoffnungssignal zum Aufbruch in eine bessere Welt.

Die Individualität einer kollektiven Krise

Wir beobachten, dass das Virus sich, je nachdem, in welchem Land, in welcher Region, in welchem Stadtteil wir leben, anders auswirkt. Wir sind je nach Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe, etwa als Selbstständige, als Kulturschaffende oder als Beamte in festen Anstellungsverhältnissen, unterschiedlich betroffen. Wir erleben, dass das Virus ärmere Bevölkerungsgruppen anders trifft als reiche – nämlich härter. Wir alle

sind mit ganz unterschiedlichen Vorerfahrungen und unter gänzlich unterschiedlichen Vorbedingungen – als reich oder arm, als Alleinstehende oder frisch Verliebte, als Mitglied einer kleinen oder großen Familie, als krank oder gesund – in das fortdauernde pandemische Geschehen eingetaucht. Auch verfügen wir über höchst unterschiedliches Vorwissen zu einem derartigen



Geschehen. Die überwiegende Mehrheit von uns sind Laien, sind keine Virologen oder Mediziner, die das Geschehen zumindest hinsichtlich der gesundheitlichen Auswirkungen besser einschätzen können. Auch sind nur wenige von uns (Sozial-)Wissenschaftler, die es gewohnt sind, mit Ungewissheit und sich daraus ggf. speisender Unsicherheit umgehen zu müssen. Für Wissenschaftler gehört es zum Alltagsgeschäft, neue gesellschaftliche Entwicklungen, neue Phänomene unter Rückgriff auf vorhandene Theorien und Wissensbestände einzuordnen, um die Grundlagen für planvolles Handeln bereitzustellen und so die Ungewissheit und Unsicherheit zu reduzieren. Aber der absolute Großteil der Bevölkerung greift auf Alltagserfahrungen, auf Alltagstheorien zurück. Und diese greifen nun nicht mehr – wie wohl auch viele unserer vermeintlich wissenschaftlichen Gewissheiten. Das so noch nicht erlebte und bedrohliche Krisengeschehen verunsichert und schürt Ängste: Was wird geschehen? Wie wird sich meine Zukunft darstellen? Und viele Infizierte fragen sich angesichts Hunderttausender Toter, ob sie überhaupt noch eine Zukunft haben. Kurzum: Trotz der global-kollektiven Betroffenheit und Erfahrung der Corona-Pandemie erleben wir das Geschehen höchst individuell und spezifisch. Dies zu verstehen und zu ak-

zeptieren ist eine Voraussetzung für Toleranz gegenüber anderen Meinungen und Bewertungen, was wiederum eine unabdingbare Voraussetzung für solidarisches Handeln ist, ohne dass Vergesellschaftung, also das Leben innerhalb und zwischen Gruppen, nicht funktioniert.

Wie das Buch entstand

Es ist der 4. April 2020, weltweit sind mehr als 60.000 Corona-Todesfälle gezählt, und bis zur Veröffentlichung dieses Buches Anfang November 2020 werden es ca. eine Million Menschen sein, die an Corona gestorben sind. In den frühen schlaflosen Morgenstunden wurde die Idee zum vorliegenden Sammelband geboren. Mich im Bett herumwägend, kommt mir der Haupttitel des Bandes in den Sinn. Das treibt mich an den Computer. Es gilt die einzelnen Gedanken zu verknüpfen und die Ideen zu fixieren. Erste Seiten werden gefüllt, und die Grundidee nimmt mehr und mehr Gestalt an: Es sollen die Perspektiven von Betroffenen und Expert*innen verknüpft werden, um so das unter dem Eindruck von Corona in seiner Vielgestaltigkeit aufscheinende gesellschaftliche Grundproblem der Armut multiperspektivisch in den Blick zu nehmen.

Gegen Mittag bin ich überzeugt, dass diese Idee tragfähig ist. Jetzt gilt es, konkreter zu werden und mich selbst in die Pflicht zu nehmen. So nehme ich mir vor, heute noch eine*n ersten Mitstreiter*in zu gewinnen. Nur wer könnte, wer sollte es sein? Die Antwort war schnell gefunden. Ein*e Künstler*in, denn Künstler*innen hatten es schon immer schwer, sich des Armutsrisikos zu erwehren, was in der aktuellen Situation erst recht gilt. Gedanklich landete ich schnell bei Titus Grab, einem Künstler aus Wiesbaden. Eine freundschaftliche Verbindung besteht seit längerer Zeit. In den letzten Jahren ist der Kontakt aber abgebrochen. Und so passiert das, was in den letzten Monaten unter dem Gebot, zu Hause zu bleiben, wohl millionenfach geschehen ist. Erinnerungen an eingeschlafene Beziehungen und Freundschaften werden wach, und alte Verbindungen werden per Telefon oder Internet wiederbelebt. Schade, dass es hierzu einer solchen globalen Krise bedurfte. Wie auch immer. Ich rief Titus an. Beidseitige Freude, sich wieder zu hören und mal wieder auszutauschen. Die Idee wurde skizziert, und Titus war dabei. Er begleitet fortan das Projekt mit sehr hilfreichen Ideen und Anregungen.



In der Folgeweche galt es, einen renommierten Vertreter der Armutsforschung zu finden, Christoph Butterwegge sollte es sein. Zunächst stieß ich auf Skepsis und Bedenken, die in einem längeren Telefongespräch ausgeräumt werden konnten. Dies war nicht nur für die inhaltliche Anreicherung des Buches ein Glücksfall, sondern auch für die Gewinnung zwei weiterer Autoren, die notwendige und wesentliche Beiträge zur Abdeckung der Breite des Themenfeldes ‚Corona – Armut‘ leisteten. Stephan Hebel bringt unter dem metaphorischen Stichwort ‚Infodemie‘ eine kritische Reflexion der Medienberichterstattung in Zeiten von Corona ein. Und Gerhard Trabert, den ich erst dank der Vermittlung von Christoph Butterwegge kennenlernen durfte, leistet vor dem Hintergrund seiner Expertise als Notfallmediziner und Sozialpädagoge einen spannend-informativen Beitrag zum notwendigen Brückenschlag zwischen einer medizinischen und sozialen Einordnung des aktuellen Geschehens – und zwar ganz nah orientiert an der Alltagswirklichkeit der Ärmsten in unserem Land. Mehr noch, Gerhard Trabert unterstützte mit Rat und konkreter Tat bei der Herausgabe dieses Buches und half mir – wie alle anderen Autor*innen –, das selbstgesetzte Thema besser zu begreifen. Hierfür an dieser Stelle mein herzlicher Dank!

Im Verlaufe der Arbeiten ergaben sich weitere Querverweise zu anderen Autor*innen, und ich sprach aus meinem näheren heutigen und früheren persönlichen Umfeldern potenzielle Autor*innen an: So konnten Stefani Kessler und Benedikt Eichhorn, mit dem ich in unmittelbarer Nachbarschaft aufwuchs, gewonnen werden. Sie nimmt als erfahrene Praktikerin im Feld der Schuldnerberatung eher die Expert*innenperspektive ein, er repräsentiert als exzellenter Musiker und Kabarettist eher die Betroffenenperspektive. Sowie auch eine junge, hoch talentierte Nachwuchsschauspielerin, Llewellyn Reichman. Sie bringt, quasi noch am Anfang ihrer Berufskarriere stehend, sehr persönliche Betrachtungen ein, wie sich die aktuelle Situation für Kulturschaffende darstellt. So auch der Beitrag von Steffen Kraft alias Iconeo, dessen kraftvolle Illustrationen das aktuelle Corona-Geschehen pointiert – kritisch-reflexiv und unterhaltend – aufgreifen.

Auch inspirierte der Medienkonsum zu der einen oder anderen Ansprache: Angeregt durch Beiträge in der Wochenzeitung ‚der Freitag‘, nahm ich erfolgreich Kontakt mit der Betreiberin eines Techno-Clubs, Pamela Schobeß, und dem Journalisten und Theaterkritiker Jakob Hayner auf. In den Artikeln werden die ‚Armut‘ der Kulturräume Theater und Techno in Zeiten von Corona geistreich-unterhaltend thematisiert. Über die vielen ARD-‚Brennpunkt‘-Sendungen wurde ich ferner auf Miriam Groß und Kevin Dolan aufmerksam und konnte sie zur Mitwirkung gewinnen. Miriam Groß lässt uns ins geografische Zentrum des neoliberalen Kapitalismus bli-

cken – New York. Unter dem Eindruck der Corona-Krise offenbaren sich dort die dunkelsten Schattenseiten eines neoliberalen Strebens, das einer ‚Me-and-my-nation-first-Doktrin‘ Trump’scher Prägung folgt. Der Beitrag von Kevin Dolan illustriert authentisch, wie das kritische Lebensereignis einer Corona-Infektion zu einer Neubewertung des eigenen Lebens und des gesellschaftlichen Miteinanders führt. Seine Erfahrung nahm ihren Ausgangspunkt in einem der – wenn nicht dem – europäischen Epizentrum der Corona-Pandemie: Ischgl. Ein Ortsname, der zu einem Verweissymbol für ein hoch risikobehaftetes Krisenmanagement wurde, bei dem wirtschaftliche Interessen zum zentralen Maßstab des Handelns erhoben und dem Recht auf körperliche Unversehrtheit übergeordnet wurden.

Die letzte Mitstreiterin konnte ich auf einem Kleinkunstfestival im August gewinnen. Auf dem unter strengen Auflagen veranstalteten

irgendwie anders
habe ich mir das alles
irgendwie vorgestellt

irgendwie vorgestellt
habe ich mir das alles
zwangsläufig irgendwie

irgendwie zwangsläufig
habe ich es mir vorgestellt
und zwangsläufig
habe ich es mir deshalb
irgendwie vorgestellt

aber eigentlich
irgendwie anders

Daniela Daub

‚Poesie-im-Park-Festival‘ in Wiesbaden verzauberte Daniela Daub ein nach kultureller Anregung dürstendes Publikum – nachhaltigster Applaus, weil die von ihr poetisch erzeugten Bilder in den Köpfen des Publikums eine seltsame Mischung aus konkreten Perspektiven und Sehnsüchten hervorzurufen schienen. Das gedämpfte Lebensgefühl in der Corona-Krise erfuhr eine poetische Aufheiterung. Ich hoffe, dass die ausgesuchten Gedichte bzw. poetischen Aphorismen, die sich an unterschiedlichen Stellen im Band eingestreut finden, auch im Kontext dieses Bandes diese Wirkung entfalten.

In den folgenden Wochen entwickelte sich das Buchprojekt dynamisch weiter. Über Jahre gewachsene persönliche und berufliche Verbindungen erwiesen sich hier als sehr hilfreich. Und mir fiel auf, welch Glück ich hatte, in meinem bisherigen Leben so viele aufgeschlossene, interessante, umsichtig-

kritische und nette Menschen kennenlernen zu dürfen. Es wurde mir wieder einmal bewusst, als wie wertvoll und richtungsweisend sich im Leben immer wieder zufällige Begegnungen entpuppen.

Am Sonntag, dem 13. September 2020, wurden die letzten redaktionellen Arbeiten zu diesem Buch beendet. Wir, die Herausgeber und Autor*innen, haben uns jetzt abschließend darauf verständigt, welchen Initiativen wir die Gewinnbeteiligungen, die uns laut Vertrag mit dem oekom-Verlag zustehen, spenden werden (s. Bucheinband), damit diese sich besser im Kampf gegen Corona und Armut aufstellen können. So hoffen wir gemeinsam mit den zu begünstigenden Initiativen, dass dieses Buch ein Bestseller wird, wie bereits erschienene Bücher zur Corona-Krise.

Diese Hoffnung erinnert mich an die Verlagssuche. Sie war nicht ganz einfach und lässt sich wie folgt zusammenfassen. Von den ca. 20 angeschriebenen Verlagen hat sich nur gut jeder Vierte überhaupt zurückgemeldet. Die Absagen wurden mehr oder weniger begründet. Es war die Rede von einem unsicheren Geschäftsumfeld angesichts der Corona-Krise. Und davon, dass mit einer größeren Zahl von Buchveröffentlichungen zu dem Thema des Jahres 2020 zu rechnen sei. Letzteres kann nunmehr zum Ende des Jahres bestätigt werden. Auch hatten einige der Verlage, die sich nicht meldeten, offenkundig bereits ihre Autor*innen zu einem Sammelband motiviert. Ein traditionsreicher Verlag zeigte näheres Interesse. Es kam zum Austausch von E-Mails und Telefonaten. Offensichtlich wurde eine Veröffentlichung näher erwogen und das Konzept zu diesem Buch intensiver diskutiert. Nach der entscheidenden Verlagsbesprechung rief mich einer der Lektoren des Verlags an: „Herr Kemmesies, es tut mir leid, wir konnten uns nicht zu einer Veröffentlichung durchringen. Ein wirtschaftliches Argument stand letztlich im Wege: Das Thema Armut verkauft sich nicht gut.“ Ich hörte mich das sagen, was man in so einem Moment eben sagt: „Ich kann das verstehen und bedanke mich für Ihre Bemühungen.“ Das Telefonat endete freundlich. Ich legte den Hörer auf und war irritiert. Natürlich war mir klar, dass Armut und die davon Betroffenen in unserer Gesellschaft keine (zumindest breitere) Lobby haben. Aber dass das Thema Armut selbst im Kulturraum der Literatur keine Lobby, keinen Platz zu haben scheint, ließ mich aufhorchen. Wann soll das Thema denn Aufmerksamkeit erhalten,

Die Armutsscham ist zu überwinden

wenn nicht jetzt? In Zeiten einer weltumspannenden, alle Gesellschaften kollektiv betreffenden Krise! Eine Krise, die offenkundig werden lässt, dass Armut, dass die Ungleichverteilung des unermesslichen Reichtums dieser Welt ein gesellschaftliches Kernproblem sind. Ist es denn ein Zufall, dass genau dort, wo die entsolidarisierte, nach immer mehr materiellem Wohlstand strebende Individualisierung und die Vermögensungleichheit extrem ausgeprägt ist, COVID-19 die meisten Opfer fordert? Und zwar insbesondere in den materiell benachteiligten Gesellschaftsgruppen. Hierfür stehen exempla-

risch die USA. Reichtum scheint zu immunisieren, und Armut macht für das Virus und dessen gesellschaftliche Auswirkungen anfällig.

Armut ist nicht sexy – die Scham eines unbeliebten Themas

Wenn wir auch alle in gewisser Weise Opfer der Corona-Krise sind, so sollte uns dies nicht blind dafür werden lassen, dass es viele Opfer gibt, die bevorzugter Behandlung bedürfen, weil sie dem Geschehen am schutzlosesten ausgesetzt sind. Leider ist diese Opfergruppe nur bedingt näher in den Fokus der staatlichen Rettungsprogramme gerückt worden. Zuvorderst wurden die Wirtschaft und diejenigen in den Blick genommen, die in Gefahr standen, ihre Arbeit zu verlieren und damit in Armut zu geraten und plötzlich der Gruppe anzugehören drohten, die bereits das Armutsschicksal ertrug, bevor das Virus unser aller Aufmerksamkeit besetzte. Und wenn das Virus irgendwann und hoffentlich bald besiegt sein wird und nicht mehr im Lichtkegel der Aufmerksamkeit medialer und politischer Aufmerksamkeit steht, wird das Armutsschicksal in unseren hoch entwickelten, auf Gewinnmaximierung getrimmten individualistischen Hochleistungsgesellschaften weiter fortbestehen. Es sei denn, wir tun etwas.

Dies jedoch wird nicht ganz einfach, denn die staatliche Rettungsstrategie, nicht direkt an der Armut anzusetzen, sondern ein Mehr an Armut zu verhindern, ist letztlich Ausdruck einer gesellschaftlichen Grundüberzeugung, die weiterhin in vielen Köpfen anzutreffen ist: Wer in wirtschaftlich guten Zeiten, wie wir sie bis zum Eintritt der Corona-Krise erlebten, arbeitslos und arm ist, verdankt dies einem selbst gewählten Schicksal. Hier wird der von Hollywood bildgewaltig seit Jahrzehnten genährte Mythos ‚Vom Tellerwäscher zum Millionär‘ wirkmächtig. Die Kernbotschaft des Tellerwäscher-Mythos ist einfach zusammenzufassen: Die Abwendung von Armut ist lediglich eine Frage des individuellen Willens und Strebens. Armut ist kein unabwendbares Schicksal.

Dies zu glauben fällt natürlich einer mehrheitlich in relativem Wohlstand lebenden Gesellschaft nicht schwer. Denn der Tellerwäscher-Mythos, dass alle es schaffen können, wenn sie nur wollen, ist entlastend. Es bedarf keiner Verantwortungsübernahme, keines solidarischen Aktes, keines Abgebens von Privilegien. Denn die Armen können sich bei entsprechendem Engagement sozusagen selbst aus dem Armutssumpf ziehen. Vor diesem Hintergrund entwickelt dieser Mythos eine weitere desaströse Kraft: Denn wenn es so ist, wie Hollywood überzeugend erzählt und sich die Mehrheitsgesellschaft mit dieser Erzählung identifiziert, fällt es den Betroffenen schwer, ihre Armut öffentlich zu machen und zu thematisieren. Der Tellerwäscher-Mythos illustriert sozusagen in bewegten Bildern, warum in unse-

rer Gesellschaft das Thema Armut so schambehaftet ist. Die Scham der Armen findet unmittelbaren Ausdruck im Umstand, dass die in diesem Band zu Wort kommenden Obdachlosen nur anonym bereit waren, ihre aktuelle Lebenswirklichkeit öffentlich zu machen bzw. mit uns zu teilen. Literarisch findet sich die Armutsscham geradezu exemplarisch im jüngst auf Deutsch veröffentlichten autobiografischen Werk der französischen Schriftstellerin Annie Ernaux aufbereitet: *Die Scham* zu überwinden ist möglicherweise die entscheidende psychologische Hürde, die gesamtgesellschaftlich zu nehmen ist, um Chancengleichheit und eine gerechtere Vermögensverteilung zu erreichen.

Hollywood erzählt letztlich eine Lüge und nährt die das gesellschaftliche Klima vergiftende Überzeugung, Armut sei das Resultat individuellen Versagens. Aber nein: Die Kulturgeschichte der Scham lehrt uns, dass jegliche Form von Scham ihre Ursache in den gesellschaftlich-kulturellen Zuständen hat. Wo wird das offensichtlicher als in der vielfach beobachtbaren Armutsscham? Es bedarf eines offenen Dialogs über Armut und die damit verknüpfte Scham zwischen den unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen und Milieus – ansonsten zementiert sich der aktuelle Zustand weiter, der unsere Gesellschaft schwächt und anfällig macht, wie uns Corona unmissverständlich vor Augen führt.

So drängt uns die aktuelle Krise die Frage auf, ob unser moralisch-ethischer Kompass neu zu justieren ist. Bisher ausgeblendete Probleme – allen voran die Verteilung von Ressourcen, von Vermögen – drängen ins Bewusstsein. Corona macht uns alle zu mehr oder weniger Betroffenen. Und was das Virus mit uns macht, ist abhängig davon, welche gesundheitlichen Risiken wir bereits zuvor mit uns trugen. Und diese sind wiederum abhängig von unserer sozialen Lage und dem Gesundheitssystem, auf das wir zurückgreifen können, wie Gerhard Trabert und Ulrike Fröhlich in diesem Band näher ausführen. Diese Zusammenhänge scheinen auch im Beitrag von Erich Marks auf, in dem die Bedeutung des präventiven Handelns herausgestellt wird.

Es zeigt sich auch in dieser Krise, dass Armut ein Risikofaktor und Reichtum ein Schutzfaktor ist. Selten zuvor war global in allen Gesellschaften quasi gleichzeitig erlebbar, dass unsere Lebensgrundlagen und unser gesellschaftlicher Frieden durch ein Grundübel bedroht sind: Armut. Wir müssen uns kümmern, wollen wir unsere Gesellschaften widerstandsfähiger gegenüber künftigen, ähnlich gelagerten Herausforderungen machen. Die Idee und Intention des Buches ist es, hierfür zu sensibilisieren und Korridore für Ideen aufzuzeigen, wie wir hoffentlich gestärkter aus der Corona-Krise hervorgehen, als wir hineingeraten sind.

Was lässt sich jetzt schon sagen ...?

Die hier versammelten Texte sind in der Hoffnung auf einen guten Ausgang der Krise verfasst. Allerdings nicht mit dem Anspruch, bereits jetzt näher einschätzen zu können, wohin uns das Krisengeschehen führen könnte. Zwischen den hier oder dort in Veröffentlichungen zur Corona-Krise anzutreffenden utopischen und dystopischen Zukunftsentwürfen liegt ein weites Feld, in dem die Zukunft ihren Platz einnehmen wird – vielleicht kann dieser Band ein wenig Unterstützung bei der Platzwahl bieten.

Bisher sind bereits einige auch sozialwissenschaftlich ausgerichtete Bücher veröffentlicht. Und es werden rasch weitere folgen, nachdem zu Beginn der Pandemie medizinisch-virologische Betrachtungen die Diskussionen dominierten. Die Veröffentlichungen – wie etwa jüngst von Volkmer und Werner vorgelegt – nutzen den großen Fundus sozialwissenschaftlicher Theorien, um die aktuelle Lage zu beurteilen und daraus Prognosen für die Zukunft abzuleiten. All das geschieht verständlicherweise auf dünnem Eis, denn empirische Evidenz ist Mangelware.

Woher sollten denn auch in der vergleichsweise kurzen Zeit belastbare Daten stammen, um

näher prüfen zu können, was genau vor sich geht und wo das alles enden könnte. So anregend die Lektüre dieser Artikel aus wissenschaftlicher Sicht auch ist, so erscheinen sie z. T. recht distanziert: Sind die sich zu Wort meldenden Expert*innen nicht betroffen? Sind wir schon in der Lage, wissenschaftlich objektive Betrachtungen anzustrengen? Oder sind es allenfalls theoretisch begründete Plausibilitätsannahmen? Wie belastbar sind die Einschätzungen angesichts der Einmaligkeit der Situation? Sollten wir nicht vielmehr annehmen, dass es vielleicht auch ganz anders kommen könnte, ja sollte, als wir uns aktuell vorstellen? Was können wir tun, um nicht in eine Vor-Corona-Normalität zurückzuerfallen, die angesichts der Krise gezeigt hat, welche Probleme und Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit in unserem gesellschaftlichen Alltag schon immer anzutreffen waren?

Gefahr unbedachter Zukunftsprognosen

Viele Wahrheiten und Wirklichkeiten ...!

Dass Wissenschaft wie Zeit und Raum relativ ist, ist eine Binsenweisheit. Dies wurde geradezu greifbar zu Beginn der Pandemie. Wir waren mit zum Teil äußerst widersprüchlichen Einschätzungen des viralen Geschehens konfrontiert. Hierfür stehen in Deutschland exemplarisch die Namen der Virologen Christian Drosten und Sucharit Bhakdi. Wenn schon aus dem vermeintlich objektiven naturwissenschaftlichen Wissenschaftsfeld so unterschiedliche Bewertungen hervorgehen, wie ist es da erst um das disziplinär so weite Feld der Sozialwissenschaften bestellt? Schnell war mir

klar, dass ein rein wissenschaftliches Buch nicht zusammengestellt werden sollte. Es wäre ein Sammelband neben vielen anderen im Wettbewerb um Deutungshoheit und Käufergunst geworden. Auch erlaubt die dynamische Entwicklung der Corona-Krise allenfalls Betrachtungen mit sehr geringer Bestandsdauer. Und die (wenigen) Autor*innen, die mit ihren prognostischen Ausblicken in die Zukunft einen Treffer landen werden, dürfen sich später rühmen, richtiggelegen zu haben – über die Mehrzahl der irrigen Zukunftsannahmen wird jedoch in aller Regel der Deckmantel des Schweigens gehüllt. All das wäre hinzunehmen und nicht weiter bedeutsam, wenn es um reine wissenschaftliche Fingerübungen ginge, mit wenig Relevanz für unser aller Alltagsleben. Zu einem Thema, das jedoch das Leben vieler und wie im Falle von Corona aller Menschen betrifft, verhält es sich anders. Hier sollten wir Wissenschaftler*innen uns in Demut und Zurückhaltung üben. Insbesondere dann, wenn es gilt, hochdynamische Krisensituationen zu bewerten, die ohne wirklich vergleichbare historische Vorläufer sind, um auf verlässliche Erfahrungsschätze zurückgreifen zu können. Nicht zuletzt aus forschungsethischen Erwägungen sollten wir uns stets bewusst machen, dass das Schwert der Wissenschaft immer noch scharf ist. Denn es hat Einfluss, wenn Wissenschaft gesellschaftliche Zustände bewertet und Entwicklungen prognostiziert und in den öffentlichen Raum kommuniziert. Leider sind hier insbesondere die Sozialwissenschaften immer wieder in der Gefahr stehend, voreilig zu agieren und sich im Mühen um Aufmerksamkeit und damit erhoffte finanzielle Förderung zu Schnellschüssen hinreißen zu lassen. Die hier empfohlene Zurückhaltung gilt insbesondere in Zeiten von Fake-News und Verschwörungstheorien. Unbedachte Zukunftsprognosen aus den Wissenschaftstürmen erwiesen dem Bemühen um die Gestaltung einer evidenzbasierten Politik einen Bärendienst.



Insoweit beansprucht dieses Buch nicht, wissenschaftlich zu sein, auch wenn es insgesamt viele eher wissenschaftlich gehaltene

Texte und Textpassagen enthält. Es finden sich nur wenige Literatur- und Quellenverweise, was insbesondere auch der Absicht geschuldet ist, ein lesefreundliches Buch für ein breiteres Publikum zu schreiben. In der Regel

sind die in die Argumentationsführungen eingeflossenen wissenschaftlichen Befunde und theoretischen Bezüge so formuliert, dass diese auf Grundlage der angegebenen Namen und Bezeichnungen für interessierte Leser*innen leicht über Internetrecherchen in Ergänzung zu den Quellenangaben erschlossen werden können.

Bei aller Zurückhaltung hat das Buch gleichwohl eine klare Haltung und Position, die beileibe nicht unwissenschaftlich ist: Denn das verbindende Thema aller Beiträge – Armut – ist nicht neu und unerforscht. Das Infektionsgeschehen um COVID-19 hat in einem globalen Realexperiment einen Kernbefund der Armutsforschung auf grausame Weise bestätigt: Armut geht mit höheren Lebensrisiken einher (ausführlich u. a. bei Gerhard Trabert in diesem Band). Hier können und müssen wir ansetzen. Augenscheinlich befinden wir uns – inklusive unseres Wissenschaftsapparates – noch in einer Art Schockstarre, ohne für diese Mutter vieler gesellschaftlicher Probleme einen Blick zu haben. Zu groß scheint offenbar der Wunsch, Corona wäre nicht passiert und das Leben und der Alltag, in dem wir uns mehr recht als schlecht eingerichtet haben, könnte wie zu Beginn des Jahres fortgesetzt werden. Das Thema Armut gerät da offenbar nicht näher in den Blick. Und nur am Rande: In dem angesprochenen Sammelband zur ‚Corona-Gesellschaft‘ von Volkmer und Werner findet sich das Thema nicht explizit aufgegriffen. Armut ist weder im Haupt- noch Untertitel der 39 (!) sozialwissenschaftlichen Beiträge zum aktuellen Krisengeschehen angesprochen – möglicherweise ein (un-)bewusster Reflex auf die augenscheinliche Tatsache, dass sich das Thema Armut nicht gut verkauft (ich erinnere an die Verlagsuche ...).

Wen wundert's. Es ist uns auch bisher gelungen, das Thema beiseitezuschieben bzw. es einmal im Jahr zu unserer Zufriedenheit und Entlastung mit Spenden – in caritativ-christlicher Tradition meist um das Weihnachtsfest herum – zu bearbeiten. So wichtig dies auch ist: Spenden können nicht Defizite eines Wohlfahrtsstaates kompensieren. Mit Spenden allein werden wir Armut nicht nachhaltig bekämpfen können. Es bedarf grundlegender gesellschaftlicher Änderungen, worauf vor allem die Beiträge von Christoph Butterwegge und Antonis Schwarz näher eingehen. Und dass hierbei das aufeinander abgestimmte Zusammenwirken von Staat und Zivilgesellschaft von Bedeutung ist, verdeutlichen Edgar Grande und Swen Hutter in ihrem Beitrag.

Warum das Buch so ist, wie es ist

Weil eine objektive Bewertung des aktuellen Geschehens schwerfällt und weil wir alle aufgrund unserer bisherigen Biografien mit all deren wechselhaften Verläufen sowie beruflich-fachlichen Prägungen eine eigene, sehr

subjektive Brille aufhaben, wurde der Entschluss gefasst, die Subjektivität des Erlebens und Bewertens zum tragenden Element dieses Sammelbandes zu machen. So erklärt sich auch das in vielerlei Hinsicht außergewöhnliche Format des Buches. Es ist bewusst als eine Art Lese- und Bilderbuch zur Corona-Krise gestaltet, in der sich unterschiedliche Betrachtungsweisen wechselseitig durchdringen und ergänzen. Und das ausdrücklich, ohne belehren noch recht haben zu wollen: Woher und wie sollte auch die Arroganz gespeist werden, das fortdauernd dynamische Geschehen objektiv beschreiben und bewerten zu wollen? Wir sind – auch um der Ehrlichkeit und Authentizität willen – zur Subjektivität gezwungen. Nur sollten wir dies auch offen kommunizieren und mitdenken. Wir sollten uns stets fragen, welche aktuelle Position wir im gesellschaftlichen Gesamtgefüge einnehmen und welche biografischen Erfahrungen wir mit uns tragen, die sozusagen in unser Fühlen, Empfinden und Denken eingebrennt sind. Denn all dies beeinflusst unsere Bewertungen der Gegenwart und unsere Zukunftserwartungen, die wiederum unser Handeln im Hier und Jetzt bestimmen. Daher ist es unser Anliegen, dafür zu sensibilisieren, dass es gerade in Zeiten wie diesen nicht die eine Wirklichkeit, die eine Wahrheit zum aktuellen Krisengeschehen gibt – weder in den Laboren der Virologen noch in den Zentralen der Parteien und Redaktionsbüros der unterschiedlichen Medien, noch auf den Plätzen unserer Städte, wo die Corona-Krise von unterschiedlichsten Initiativen und Personengruppen demonstrativ behandelt wird. Um es in der Sprache der Soziologen Peter Berger und Thomas Luckmann zu sagen: Was für einen Obdachlosen in der Corona-Krise wahr und wirklich ist, ist noch lange nicht wahr und wirklich in den Chefetagen der Bürotürme unserer globalen Finanzmetropolen in Frankfurt, New York oder Hong-Kong. Wir alle leben in unserer eigenen Corona-Geschichte mit jeweils sehr individuellen beruflichen und privaten Herausforderungen, die wir mit mehr oder weniger vielen anderen Menschen mehr oder weniger intensiv teilen. Und wir erleben, dass dies – stark vereinfacht sozialpsychologisch betrachtet – zwei typische Reaktionsmuster provoziert (zur Sozialpsychologie der Corona-Krise siehe Ulrich Wagner in diesem Band). Die einen orientieren ihr Handeln primär an Eigeninteressen, am Ich, und zeigen ein eher egoistisches Verhaltensmuster. Demgegenüber orientieren die anderen ihr Handeln eher an den Sorgen und Nöten der Mitmenschen, am Wir, und zeigen ein eher altruistisches Verhaltensmuster. Wir wollen diese Verhaltensmuster hier nicht gegeneinander ausspielen. Es gibt gute, nachvollziehbare Gründe für beide Verhaltensmuster. Eine Person in Not muss zunächst Eigeninteressen in den Vordergrund rücken, um überhaupt in der Lage zu sein, für andere da sein zu können. Und so schwer es mir auch fällt, die

ich hoffe immer noch
dass es besser wird
und fürchte immer noch
dass es schlimmer wird
ich glaube immer noch
die angst verlore sich vielleicht
könnte ich umgekehrt
hoffen und fürchten
dass alles schlimmer wird
und alles besser wird
weder das eine noch das andere
tritt ein
tritt ein in den zwischenraum
und glaube fest daran
dass alles bleiben wird
nur nicht gleich.

Daniela Daub

in der Regel eher pauschalierend-vereinfachende und schwarz-weißmalende Kritik auf den sogenannten Corona-Hygiene-Demonstrationen nachzuvollziehen, so sollten wir die vorgetragenen Anliegen ernst nehmen. Denn die Demonstrationen sind auch Ausdruck nachvollziehbarer Verunsicherung und Zukunftsängste. Wenn wir das zunächst akzeptieren, sollte eine hinreichende Grundlage geschaffen sein, auf der wir uns austauschen können, ohne uns wechselseitig das Recht abzusprechen, unsere Sicht auf das Geschehen, unsere Befürchtungen aussprechen zu dürfen. Eine ‚Lügenpressen-Rhetorik‘ ist genauso wenig hilfreich und dem gesellschaftlichen Frieden zuträglich wie eine ‚Covidioten-Rhetorik‘. Es gibt eben nicht die eine Wahrheit und Wirklichkeit.

So will das Buch anregen, ins Gespräch zu kommen, und dazu motivieren, sich auf andere Perspektiven einzulassen – und sei es auch nur spielerisch. Sie auszuprobieren und zu prüfen, ob sie nicht auch Orientierung für die eigene Wirklichkeit und Wahrheit und damit Alltagsbewältigung stiften könnten. Das Buch will sich ausdrücklich nicht am Ringen um die Deutungshoheit zur Corona-Krise beteiligen. Es will sich nicht an den wechselseitigen Bezichtigungen beteiligen, zu verharmlosen oder Panik zu verbreiten. Wir wollen und können keinen ‚Fehlalarm Corona‘ konstatieren. Dazu erschien es uns auch noch viel zu früh. Und: Letztlich ist auch eine solche Bewertung abhängig von der Betrachtungsperspektive. Denn die allenthalben in den Medien und auf den Straßen anzutreffende Behauptung, die Kollateralschäden des Lockdowns seien von ungleich größerem Schaden als dessen Nutzen, die Infektionsketten zu durchbrechen, ist eine noch vollkommen offene Frage, deren Beantwortung letztlich auch von der Betrachtungsperspektive der jeweiligen Expert*innen abhängig ist. Ohne die vielfach strapazierten Allgemeinsätze, dass jeder Krise auch Chancen innewohnen und Not bekanntlich erfinderisch macht, hier näher bemü-

Kollateralnutzen darf mitgedacht werden

hen zu wollen, hat der Lockdown uns Zeit beschert, über uns und unser familiäres und gesellschaftliches Miteinander nachzudenken. Dieses Nachdenken hat uns in manchen Bereichen rasch zu kreativen Lösungen und Ansätzen geführt, die auch nach Corona das Leben ein bisschen lebenswerter und einfacher machen dürften. Hierzu finden sich in vielen Beiträgen dieses Bandes Anstöße. Wir sollten neben den Kollateralschäden auch den Kollateralnutzen mitdenken dürfen. Was wäre beispielsweise, wenn wir konsequent die bisweilen sehr positiven Erfahrungen mit dem Arbeiten im Homeoffice auch in der Nach-Corona-Zeit umsetzen würden? Sicherlich ein großer Beitrag für den Klimaschutz. Auch das familiäre Miteinander könnte profitieren. Und perspektivisch eröffnete das Homeoffice auch eine gleichberechtigtere Teilhabe für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen – insbesondere der Frauen – am Arbeitsleben.

Armut hat viele Gesichter

Wenn wir von Armut sprechen, denken wir zunächst an materielle Armut, an eine Situation, in der es nicht möglich ist, die basalen Grundbedürfnisse nach Nahrung und Obdach zu befriedigen. Armut aber ist ein soziales Phänomen. Sie ist nicht Ausdruck eines individuellen Versagens, sondern Ergebnis komplexer Prozesse und wirtschaftlicher sowie sozialer Bezüge innerhalb einer Gesellschaft sowie zwischen Gesellschaften. In einzelnen Beiträgen finden sich hierzu Präzisierungen und nähere Ausführungen. Ganz allgemein lassen sich unter Rückgriff auf Jürgen Faik die Kernbefunde der Armutforschung wie folgt zusammenfassen: Armut ist mehrdimensional, ökonomisch-materiell, sozial, kulturell und psychisch. Diese Mehrdimensionalität findet sich in der speziellen Zusammenstellung der Texte dieses Buches widergespiegelt. Armut ist darüber hinaus variabel. Sie variiert z. T. stark und sehr dynamisch über Raum und Zeit. In unterschiedlichen Gesellschaften beobachten wir zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Ausdrucksformen von Armut. Dies zeigt sich unter den aktuellen Bedingungen der Corona-Krise deutlich – allen voran in den USA.

Für eine kritische Reflexion des Armutsphänomens ist ferner die Unterscheidung zwischen absoluter und relativer Armut bedeutsam. Absolute Armut bezeichnet eine Situation, die die körperliche Existenz bedroht – es geht faktisch um Leben und Tod. In Deutschland sind der Wohlfahrtsstaat wie auch die Zivilgesellschaft auch weiterhin hinreichend gut aufgestellt, dass absolute Armut in Deutschland quasi nicht existiert. Anders verhält es sich mit der relativen Armut, die auch in Deutschland weit verbreitet ist. Hiermit ist eine Situation umschrieben, in der die von relativer Armut betroffenen Personen in ihrer soziokulturellen Existenz bedroht sind: Aufgrund

mangelnder finanzieller Ressourcen können die betroffenen Menschen am öffentlichen Leben, an den unterschiedlichen Bildungs- und Kulturangeboten nicht in der Weise teilhaben, wie es wünschenswert und notwendig wäre, um eine positivere, die Gesundheit förderliche Lebensführung sowie eine den gesellschaftlichen Gesamtwohlstand förderliche Beteiligung am Bildungssystem zu garantieren. Die Schwelle zur relativen Armut ist überschritten, wenn einem Einpersonenhaushalt weniger als 60 Prozent des durchschnittlichen Haushaltseinkommens zur Verfügung steht. Für das Jahr 2019 wurde vom Statistischen Bundesamt das bisher höchste Armutsrisiko seit Einführung der entsprechend dieser Definition eingeführten Armutsstatistik registriert: Jeder sechste Bürger in Deutschland lebte 2019 an der Armutsgrenze. Angesichts der COVID-19-Pandemie ist für 2020 eine Verschärfung der Situation zu erwarten. Eine aktuelle Analyse der Bertelsmann Stiftung legt offen, dass insbesondere Kinder und Jugendliche betroffen sind. Bei sehr großen regionalen Unterschieden lebt deutschlandweit ein Fünftel aller Kinder und Jugendlichen in Armut. Auch hier betonen die Expert*innen, dass die Corona-Krise drohe die Lage zu verschärfen, was auch im Beitrag von Hanna Christiansen und Ricarda Steinmayr thematisiert wird, in dem es um die Teilhabeungerechtigkeit von Kindern und Jugendlichen in der Corona-Krise geht.

Im erweiterten Sinne bezeichnet Armut letztlich jeglichen Mangel in den unterschiedlichsten Lebensweltbereichen – im Bereich der Kultur, des sozialen Lebens, des Vereinslebens usw. usf. In der Regel sind die unterschiedlichen Mangelzustände auf einen Mangel an materiellen, finanziellen Ressourcen zurückzuführen: Wenn keine eigene Wohnung zur Verfügung steht, ist es schwieriger, Intimbeziehungen aufzubauen und zu pflegen. Wenn es an Geld mangelt, sind die Möglichkeiten, am kulturellen Leben teilzuhaben, eingeschränkt. Damit kann sich wiederum auch das soziale Leben eingeschränkter darstellen, weil zu bestimmten sozialen Milieus und Gruppen keine näheren Kontakte aufgebaut werden können. So schreitet die Abgrenzung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen weiter voran: Eine Begegnung von Arm und Reich findet nicht statt.

In diese Lücke will dieses Buch vorstoßen. Den unterschiedlichen Formen der Armut in den unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen und Lebenswelten soll ein Gesicht, soll ein Sprachrohr gegeben werden. Um Armut in einer solch dynamischen Krisensituation, wie aktuell gegeben, zu verstehen, sind wir gut beraten, neben der Wissenschaftsperspektive, auch die unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten der Betroffenen einzubeziehen. Wenn in den folgenden Texten die Armut aus der Perspektive von Expert*innen und Betroffenen in den Blick genommen wird, sollte es

die Leser*innen nicht irritieren, wenn die Grenzen verschwimmen: Wer ist schon Expert*in für ein solches quasi beispielloses pandemisches Geschehen? Und sind die vermeintlichen Expert*innen aus den unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen nicht auch Betroffene? Wie die unterschiedlichen Perspektiven miteinander verschmelzen, zeigt sich insbesondere im Beitrag von Titus Grab, einem ausgebildeten Wissenschaftler (Ethnologen), der sich zu einem Praktiker und Experten des Kulturraums der bildenden Künste entwickelte, mit der Konsequenz einer prekären Gratwanderung zwischen relativer und absoluter Armut, wie sie – ebenfalls mit biografischen Bezügen – im Beitrag von Christoph Quarch philosophisch reflektiert wird.

Und wer ist schon Experte*in und vor allem wofür? Corona hat derartig vielfältige – neben gesundheitlichen eben auch soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle – Auswirkungen, dass ein breit gefächertes Expert*innenwissen gefordert ist. Wie relativ und begrenzt Experten*innenwissen ist, zeigt uns COVID-19. Waren es die Virolog*innen, die uns insbesondere zu Beginn an die Hand nehmen mussten, um das pandemische Geschehen einzuhegen, sind jetzt die Wirtschafts-, Sozial- und Kulturwissenschaften mit ihren vielen Teildisziplinen gefordert, um Orientierung zu stiften und um den unterschiedlichen Erscheinungen bereits bestehender und möglicherweise drohender verstärkter Armut unter dem Eindruck der Corona-Krise zu begegnen.

Die Relativität und Begrenztheit von Expertise offenbart sich rasch und einfach in einem Gedankenexperiment. Stellen wir uns nur einmal vor, wie wir uns schlagen würden, erginge es uns, wie im Beitrag von Dominik beschrieben: sich plötzlich ohne Obdach und belastbare familiäre Bezüge auf der Straße wiederzufinden. Oder wie wären wir mit den anfänglichen Versorgungsengpässen umgegangen, wie sie Thie in seiner Erzählung beschreibt? Nein, es ist nicht die Rede von Toilettenpapier – ein Versorgungsengpass, den viele von uns erlebten und mit dem nicht wenige schon schlecht umgehen konnten. Thie erzählt davon, dass plötzlich die Käufergruppen der an der Armutsschwelle Lebenden mit denjenigen in Konkurrenz gerieten, die die Schwelle zur Armut bereits überschritten haben. Die Billigprodukte sind ausverkauft, der Hunger kann so nicht mit den zur Verfügung stehenden Mitteln gestillt werden – insbesondere nicht, weil die Einkommensquellen



des Bettelns und Flaschensammelns wegfielen, da das öffentliche Leben weitgehend zum Erliegen kam.

Um Armut wirklich verstehen und so bekämpfen zu können, ist es offensichtlich erforderlich, sich auf die schambehafteten Lebenswirklichkeiten der vielfältigen Formen von Armut näher einzulassen und unser Verhältnis zu Armut kritisch zu reflektieren. Dies dürfte gegenwärtig leichter fallen, weil wir aktuell alle die eine oder andere Erscheinungsform von Armut erleben. Und sei es ‚nur‘, dass sich uns bestimmte Kulturveranstaltungen verschließen. Aus diesem Erleben eines kollektiven, globalen Betroffenseins kann – sofern wir es zulassen – eine Kraft für nachhaltige Veränderung entstehen.

Begegnungen schaffen Vertrauen und Verständnis

Solidarität, die Sache mit der Nachhaltigkeit und ein visionärer Ausblick

Aus einem religiösen Verständnis ließe sich Solidarität wohl am knappsten und schlichtesten als ‚Nächstenliebe‘ definieren. Eine sozialwissenschaftliche Definition wäre weitaus komplexer und spiegelt letztlich die alltagspraktische Erfahrung wider, dass unterschiedliche Interessen wohl zu sehr unterschiedlichen Vorstellungen von Solidarität führen: Pegida-Demonstrant*innen werden unter Solidarität wohl etwas anderes verstehen als Aktivist*innen der linken Szene. Und ein sich um seinen täglichen Unterhalt sorgender Obdachloser in den Bahnhofsvierteln unserer Großstädte wird eine andere Vorstellung von Solidarität haben als ein sich um seine Steuerzahlungen sorgender Großverdiener. Hier sollen unter Solidarität ganz allgemein das fraglose, erwartungslose wechselseitige Einstehen füreinander und daraus abgeleitete Unterstützungshandlungen verstanden werden. Gesamtgesellschaftliche Solidarität herzustellen ist Voraussetzung für eine nachhaltige Armutsbekämpfung. Nachhaltig können die Armutsbekämpfung und die sie tragende Solidarität nur sein, wenn sie dauerhaft Bestand haben. Solidarität muss sich sozusagen fortwährend regenerieren. Das setzt voraus, dass solidarisches Handeln von allen getragen und dessen Nutzen letztlich auch für alle erfahrbar wird.

Dass dies nicht einfach ist, liegt auf der Hand. Zu viele Interessen konkurrieren im gesellschaftlichen Alltag miteinander. Um solidarisches Handeln zu entfachen, bedarf es folglich einer gemeinschaftlich geteilten Zielsetzung – idealerweise etwas, an dem alle ein vitales Interesse haben und von dem alle profitieren. Da scheint die aktuelle Situation günstig. Unser Globus ist krank. Er krankt nicht nur an COVID-19, sondern auch an einem drastischen Klimawandel. Zwei Risiken, deren Eintrittswahrscheinlichkeit

und Schadenshöhe in direkter Abhängigkeit vom Wohlstand der betroffenen Gesellschaften und Menschen stehen. Zwei Risiken, die uns auf die eine oder andere Weise alle betreffen bzw. bereits getroffen haben. Wenn es denn so ist, dass die Gesunden viele Wünsche haben, die Kranken jedoch nur einen, so scheint eine gute Ausgangssituation gegeben, um gesellschaftliche – auch globale, wie Heidemarie Wieczorek-Zeul in ihrem Beitrag anmahnt – Solidarität zu stimulieren und die immer wieder aufblühende Corona-Solidarität weiter auszubauen.

Darüber hinaus – und das ist der im letzten Beitrag dieses Bandes erzählend hergeleitete Kerngedanke – gibt es da noch ein weiteres gemeinsames Interesse, das uns alle eint: das Streben nach Selbstverwirklichung. Wenn wir dies nicht nur uns selbst, sondern allen zugestehen, dürfte sich das zentrale Sozialkapital einer jeden Gesellschaft – Solidarität – leichter entwickeln und größer werden lassen. Hierzu gibt der erste Beitrag dieses

Buches von Regina Ammicht Quinn einen hoffnungsvollen Ausblick, wenn es uns gelingt, die Teile einer – zumindest teilweise – in Scherben liegenden Welt gemeinschaftlich wieder zusammenzufügen.

Solidarität kann letztlich nur im Klima von Vorurteilsfreiheit, Toleranz und wechselseitigem Respekt entstehen. Die bereits vor Corona beobachtbaren populistischen Flieh- und Spaltungskräfte in unserer Gesellschaft, die in eigentümlicher Weise in den sogenannten Hygiene-Demos wieder auf-

scheinen, trüben visionäre Zukunftsentwürfe ein, die vom Solidaritätsgedanken getragen sind. Hier mag der Rückgriff auf die mehr als ein halbes Jahrhundert alte Kulturkontakthypothese von Gordon Allport hilfreich sein: Die Begegnung zwischen Kulturen, zwischen unterschiedlichen Milieus und Gruppen hilft, Vorurteile abzubauen und wechselseitiges Verständnis und Vertrauen aufzubauen. Hierzu will das Buch beitragen, es will zu Begegnungen mit anderen Lebenswirklichkeiten motivieren. Solidarität, so die Überzeugung aller Autor*innen, ist ein geeigneter Antivirus, um uns gegenüber COVID-19 und dessen Auswirkungen zu immunisieren. Und in die-



sem Bemühen ist die Armut als der zentrale Risikofaktor für das individuelle sowie gesamtgesellschaftliche Wohlergehen zwingend und konsequent zu bekämpfen. So sind die unterschiedlichen Beiträge als Plädoyers für eine nachhaltige Armutsbekämpfung zu verstehen, die gesamtgesellschaftlich anzugehen ist – und zwar als ein die unterschiedlichen Gruppen und Milieus verbindender Kraftakt: Prinzip Solidarität!

Literatur

- Berger P. L., Luckmann T. (2007): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Fischer-Taschenbuch, Frankfurt am Main
- Bertelsmann Stiftung (2020): Kinderarmut: Eine unbearbeitete Großbaustelle. Factsheet.
- Ernaux A. (2020): Die Scham. Bibliothek Suhrkamp, Berlin.
- Faik J. (2007): Armut ökonomisch betrachtet. Vortrag, Schönberg. <http://vwl.faik.net/vortraege.php/> (06.08.2020)
- Statistisches Bundesamt (2020): Lebensbedingungen und Armutsgefährdung. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Lebensbedingungen-Armutsgefahrdung/_inhalt.html (27.09.2020)
- Volkmer M., Werner K. (Hg.) (2020): Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft. Transkript, Bielefeld.

**WE LOOK AT THE SAME
BUT LIVE IN
DIFFERENT WORLDS...**



Dieses Buch weist weit über die Corona-Krise hinaus – obwohl oder gerade weil wir aktuell noch mitten in einer Ausnahmesituation leben, die uns alle betrifft. Nach wie vor sind unsere bisherigen Alltagsroutinen und Gewissheiten durch die Pandemie infrage, ja auf den Kopf gestellt. Die Vollbremsung durch den Lockdown ließ uns notgedrungen innehalten und fragen: Wollen wir wirklich so weiterleben wie bisher?

In den illustrierten Texten von Autor*innen wie etwa Heidemarie Wieczorek-Zeul, Stephan Hebel, Christoph Butterwegge und anderen scheinen die vielfältigen Auswirkungen der Krise kaleidoskopartig auf – informierend und bewegend. Ein in vielerlei Hinsicht facettenreiches Zeitdokument eröffnet neue Betrachtungsweisen und versteht sich als Plädoyer für eine nachhaltige Armutsbekämpfung – mit dem Ziel einer solidarischen, gerechteren und besseren Welt für uns alle.

